

Buchbesprechungen

Arwed Arnulf: *Versus ad picturas. Studien zur Titulusdichtung als Quellengattung der Kunstgeschichte von der Antike bis zum Hochmittelalter*, München/Berlin: Deutscher Kunstverlag 1997, 358 S., 78 Abb. (Kunstwissenschaftliche Studien; 72)

Mittelalterliche Bilder weisen recht häufig Inschriften auf. Erst seit der Renaissance scheint deren Anbringung zunehmend verpönt gewesen zu sein. So berichtet Vasari von dem Maler Buffalmacco, der seinem Schüler empfahl, er solle doch den Figuren, gerade weil es ihnen an lebendigem Ausdruck mangle, erklärende Beischriften verpassen; und noch Lessing äußerte im „Laokoon“, daß „die beschriebenen Zettelchen, die auf alten gotischen Gemälden den Personen aus dem Munde gehen“, die Grenzen der Malerei überschritten. Das Mittelalter faßte diese Inschriften vielfach in Verse, zumeist in Hexameter oder in Distichen. Bei besonders anspruchsvollen Bildprogrammen nennt man sie „Tituli“, die im Westen bis ins 13. Jh. ausschließlich in lateinischer Sprache abgefaßt werden. Mit diesem zwischen Kunstgeschichte und Philologie angesiedelten Thema beschäftigt sich Arwed Arnulf in seiner 1992 abgeschlossenen und 1997 publizierten Berliner Dissertation. Zwar spart er die Epigraphik weitgehend aus, spannt jedoch einen weiten Bogen von antiken Epigrammen und Pausanias' „*Descriptio Graeciae*“ über die Spätantike bis zur Karolingerzeit und zur hochmittelalterlichen Buchmalerei. Überblickte und Einzelstudien wechseln einander ab; die Tituli vollständig zu erfassen, hätte den Rahmen der Arbeit bei weitem gesprengt. Aus der Interpretation der Tituli ergeben sich faszinierende Möglichkeiten, auch wenn sie „keine Kurzbeschreibungen für den Gebrauch des Kunsthistorikers“ sind (S. 178). Sie können zuweilen mehr und anderes aussagen als die Darstellung, etwa an das Geschehen anknüpfen, das auf die Handlung des Bildes erst noch folgen wird, oder eine theologische Interpretation versuchen. Daher sind die korrekte Transkription und die Identifizierung der Vorlagen unumgänglich, wie die Debatten um die Datierung der Wandmalereien von St. Georg zu Oberzell auf der Insel Reichenau und um die Tituli des Abtes Suger von Saint-Denis zeigen (vgl. dazu jetzt Abt Suger von Saint-Denis: *Ausgewählte Schriften*, edd. A. Speer und G. Binding, 2000). – A. hat sogar nur handschriftlich überlieferte Tituli herangezogen, so z. B. die Versfolge des im 12. Jh. von mehreren Händen geschriebenen und aus dem Kloster St. Arnulf in Metz stammenden Codex Phillips 1694 der Berliner Staatsbibliothek (S. 295 ff. mit Abb. 60f. von fol. 91r u. 190r). Entgegen A.s Vermutung finden sich, wie W. Wattenbach (in: *Neues Archiv* 17, 1892, S. 351 ff., bes. S. 356 und in: *NA* 18, 1893, S. 493 ff., bes. S. 495) angemerkt hat, sämtliche Tituli auch in Metz, *Bibliothèque Municipale*, Cod. 1275, fol. 148r (saec. XIII^{ex}).

A.s Ausführungen betreffen auch Hildesheimer Werke. Die Bilder der für den Dom gestifteten Bronzetür Bischof Bernwards gehen bekanntlich auf touronische Bibeln des 9. Jh.s zurück. Anders als A. annimmt (S. 179), hat das als erster nicht C. Nordenfalk bemerkt, der vielmehr den Text der mächtigen bernwardinischen Bibel DS 61, der einzigen aus ottonischer Zeit erhaltenen illuminierten Vollbibel, auf eine touronischen Vorlage hat zurückführen wollen; einen eingehenden Vergleich zwischen der Tür und den Motiven touronischer Bibeln hat-

ten bereits andere, v. a. R. Wesenberg (Bernwardinische Plastik, 1955, S. 70 ff.), vorgenommen (die wichtigsten Ergebnisse bei R. Kahsnitz, in: *Bernward von Hildesheim und das Zeitalter der Ottonen 2*, hg. von M. Brandt u. a., 1993, S. 503 ff.). A. weist nach, daß die Tituli in karolingischer Zeit eigens für die Buchmalereien gedichtet worden sind. – Ausführlich geht A. auf das Kostbare Evangeliar Bischof Bernwards (DS 18) und dessen zweiteiliges Widmungsbild ein (S. 314 ff.). Vor der Drucklegung hat er den neuesten Forschungsstand freilich nicht mehr eingearbeitet. So fehlen der Katalog der Bernward-Ausstellung und das 1993 im Münchener Prestel-Verlag erschienene Teilfaksimile „Das Kostbare Evangeliar des Heiligen Bernward“ (hg. von M. Brandt), in dessen Kommentarteil R. Kahsnitz S. 21 ff. u. S. 27 ff. ausführlich auf die stilistischen und ikonographischen Voraussetzungen der Buchmalereien eingegangen ist. Unglücklich und nicht fehlerfrei ist die Wiedergabe der Inschriften (S. 315 Anm. 1545–1549). Den formalen Aufbau des Bildes möchte A. von Ikonen des Sinai-Klosters einerseits und byzantinischen Buchmalereien des 10. Jh.s andererseits ableiten (S. 319 ff.). Auf die Gegenüberstellung von Eva und Maria, mit der sich bereits E. Guldan 1966 beschäftigt hat, geht er nicht ein; hinsichtlich der thronenden Maria hat R. Kahsnitz überzeugend auf römische Kultbilder hingewiesen, und für die stilistischen Charakteristika, wie den *horror vacui* und die kleinteiligen teppichartigen Muster im Hintergrund, konnte man 1993 die beiden Einzelblätter einer Corveyer Bildfolge aus Helsinki und Leipzig vergleichen (U. Kuder, in: *Bernward von Hildesheim 2*, S. 415f. und, mit weiterer Lit., R. Kahsnitz, in: *Otto der Große, Magdeburg und Europa 2*, 2001, S. 186f.). A. hebt unter den wahrlich nicht unbedeutenden Skriptorien der Ottonenzeit Hildesheim und Regensburg wegen der ausgiebigen Verwendung von Tituli auf Einzelbildern heraus (S. 244 u. S. 314). Beide Skriptorien sind durch die Person des in Regensburg geschulten und von Bernward wenigstens zeitweise nach Hildesheim berufenen Buchmalers und Kalligraphen Guntbald miteinander verbunden (H. J. Schuffels, in: *Bernward von Hildesheim 2*, S. 566 ff.), der im Kostbaren Evangeliar freilich nicht geschrieben hat. Was die von A. hervorgehobene Umrahmung der Bilder durch Inschriften angeht, die übrigens zumindest in DS 18 nicht alle einwärts zur Darstellung hin orientiert sind (entgegen der Annahme S. 324), so wäre an Bernwards Sarkophag zu erinnern.

Diese Bemerkungen und kleinere Versehen wie u. a. S. 231 (lies „quarto“ statt „quatuor“), S. 234 (die Abkürzung Anm. 1041 läßt sich nicht auflösen) und S. 339 (in der ersten Quelle muß es „Pontificalis“ und weiter unten „Claudianus“ heißen) sollen nicht darüber hinwegtäuschen, daß A. ein umfangreiches Material zusammengetragen und ein unübersichtliches Feld bearbeitet hat. Das verdienstvolle Buch zeigt beeindruckend die vielfältigen Möglichkeiten im Umgang mit den Tituli und wird nicht zuletzt deswegen ohne Zweifel weitere Studien anregen. A. führt dem Leser nachdrücklich vor Augen, daß die Tituli – wie alle Inschriften – nicht sorglos übergangen werden dürfen, wenn man die mittelalterliche Kunst verstehen und würdigen will.

Christian Schuffels

Jochen Bepler/Hans Otte/Thomas Scharf-Wrede (Hrsg.): Schätze als Alltag. Dokumente aus kirchlichen Archiven und Bibliotheken. Regensburg: Schnell und Steiner, 2000, 224 S.

Kostbarkeiten- oder Schatzbücher waren zu allen Zeiten ein populäres Mittel, um mit der Präsentation von Zimelien, Preziosen oder Raritäten für eine Bibliothek, ein Archiv oder Museum zu werben, die Einrichtung einem breiteren Kreis bekannt zu machen und auf die Bedeutung und den Rang der eigenen Sammlung hinzuweisen. Auch Schatzsammlungen aus ver-